

Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Verband für Taubstummen- und Gehörlosenhilfe
Band: 33 (1939)
Heft: 15

Artikel: Aus dem "Vogelsang"
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-926432>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Es gab dann eine Zeit, wo es nicht genug Stoffabfälle gab und der Bedarf an Papier schon stark gestiegen war. Die Nummer der „Frankfurter Zeitung“, in der die Geburt Goethes (1749) vermerkt ist, hat die Größe eines Notizbuches. Es mußten neue Wege gefunden werden. Der erste Erfolg war die Erfindung des Holzschliffes. Geeignetes Holz wurde mit Mühlsteinen zerrieben. Dieser Holzschliff wurde dann dem Stoffasferbri zugegeben. — 1857 wurde erstmals Holzzellulose für die Papierfabrikation verwendet. Eine Vervollkommnung war schon früher in der Anwendung der Langsiebmaschine gefunden worden. Nun ist es nichts mehr Wesentliches, was den heutigen Fabrikationsgang vom damaligen unterscheidet.

Man sehe sich eine moderne Papierfabrik an. Da stehen die großen Holzschleifmaschinen. Mühlsteine, die durch fast mannshohe Elektromotoren angetrieben werden, raspeln weißes, entrindetes Rundholz. Ständig fließt Wasser über die Mühlsteine, da sonst die ganze Sache in Feuer aufginge. Der entstehende Holzbrei sieht ähnlich aus wie Holzzellulose in Wasser. Es besteht aber ein großer Unterschied zwischen Holzschliff und Zellulose. Zellulose ist chemisch „zerkleinertes“ Holz, während der Holzschliff mechanisch zerkleinertes (gemahlenes) Material ist.

Nun ergibt sich die Frage: Wie soll man Holzschliff, Zellulose, Leim und Füllstoffe mischen, damit das Papier den Anforderungen von Festigkeit, Aufsaugkraft, Glätte und vor allem Billigkeit genügt. Holzschliff ist billig, Zellulose ist teuer. Zellulose macht aber das Papier reißfest. Wieviel billigen Füllstoff darf man nehmen, daß noch ein gutes Papier, z. B. für Zeitungsdruck, herauskommt? Das sind alles Fragen für den Betriebsleiter einer Papierfabrik, von deren günstiger Lösung die Wirtschaftlichkeit, ja das Bestehen der ganzen Fabrik abhängt.

Je nach Beschaffenheit und Verwendung des Papiers wird also Zellulosebri, Holzschliff, Leim, Kaolin (Tonerde) und Farbe vermischt. Für gewisse Zwecke werden Lumpenfasern verwendet. Nun kommt der eigentliche Prozeß der Papierbereitung. Ich habe in Viberist eine Maschine für Zeitungspapier gesehen. Sie füllte eine etwa 40 m lange Halle. An einem Instrument konnte man ablesen, daß in der Minute zirka 200 m fertiges Papier aufgerollt wurden, und zwar mit einer Breite von 4 m. Das ist gewaltig viel.

Am Anfang sieht man, wie der Faserbri auf ein laufendes Siebgeflecht fließt. Das Wasser läuft weg. Dann wird das nasse, noch weiche Papier vom Siebgeflecht auf ein laufendes Filzband gebracht, alles mit einer Geschwindigkeit von 200 m pro Minute. Jetzt läuft das Papier über die Trockenwalzen, welche von innen mit Dampf geheizt werden. Nach der Trocknung wird das Papier wieder gefühlt, in passende Breiten zerschnitten und ständig aufgerollt.

Wir haben dann auch das Gehirn dieser Maschine gesehen, die Regulier-Apparate für die Antriebsmotore. Es sind feine, kleine Einrichtungen, die die Geschwindigkeit der Walzen automatisch einstellen. Wenn etwas bei diesen „Nervenzellen“ nicht klappt, geht alles drunter und drüber, das laufende Papier zerreißt und es gibt große Verluste.

Daß die Papierfabrikation in unserer Zeit eine gewaltige Rolle spielt, weiß ein jeder. Einen Begriff gibt uns die Tatsache, daß der Verbrauch eines jeden der 4,2 Millionen Einwohner der Schweiz ungefähr 25 kg pro Jahr beträgt. Dieser Hinweis möge genügen. Papier ist einer der vielen alltäglichen Gebrauchsartikel geworden, die wir als Selbstverständlichkeiten hinnehmen und uns kaum Rechenschaft geben über deren Herstellung. Es soll an dieser Stelle auch nicht unterlassen werden, auf die große volkswirtschaftliche Bedeutung der Papierfabrikation aufmerksam zu machen. Papier- und Zellulosefabriken sind ständige Großabnehmer für gesundes, schönes Rundholz.

Aus dem „Vogelsang“.

(von Marin).

Seit Tagen schon sah man einen originell gekleideten Mann im Seedorf Ermatingen spazieren gehn. Allem Anschein nach war er hier ein Fremdling. Schon sein Äußeres fanden die aufmerkenden Seebuben gar seltsam: blaue Tellermütze bedeckte den dunklen, langhaarigen Schopf, eine buschige, bunte Kravatte auf dem Polohemd, dann die schwarze Samtjacke, karierte Hosen und braune Sandalen vervollständigten seine Kleidung. Was trug er wohl unterm Arm? Offenbar eine Staffelei, und richtig hatten die Jungen es bald heraus: es mußte unzweifelhaft ein Kunstmaler sein. Wie der junge Mann dann an den See kam und unweit des Röhrchens

Anstalten machte, auszupacken, wußten sie, woran sie waren; das Rätsel war gelöst. Die lauschige Ecke war auch wirklich sehr treffend gewählt; denn was sich dem Auge bot, war ein reizendes Idyll, wohl wert, es zu verewigen. Nachdem der Maler alles für sein Beginnen geordnet, das heißt, sein Malgerät aufgestellt, seine diversen Utensilien geordnet, setzte er sich der Behaglichkeit halber auf ein zusammenklappbares Stühlchen. Das ganze ging ruhig und doch schnell vonstatten. Nun begann der Künstler mit großer Virtuosität seine Arbeit. In großen Umrissen zeichnete er ein anmutiges Interieur auf die mit Reissnägeln auf ein Brett befestigte Leinwand. Einige alterstgraue, niedrige Steinhäuser, deren Umfassungsmauer, den in voller Blüte prangenden Hollunderbusch, die darunter befindliche primitive Bank, dann den Uferstrand mit den drei Pappeln, einen kleinen Ruder Kahn, der halbwegs aufs trockene Land gezogen war, und den tiefblauen Himmel über dem Ganzen — fürwahr ein reizendes ländliches Motiv am See.

Wie der Maler dann zu den Farben griff, verstand er es noch meisterlich, auch die aufgehängten Fischerneze einzuflechten. In der Luft roch es stark nach Fisch, daher brannte er sich eine Zigarette an. Ehe er sich zum Mittagessen anschickte, war seine Arbeit schon weit gediehen. Mit Kennerblick übersah er das Bild, verbesserte einiges und schien ganz zufrieden. Da er sich nun allein sah, gönnte er sich noch eine kurze Siesta am schilfigen Strand, weidete sich an der köstlichen Landschaft, ehe er sich wohlgenut in den „Hirschen“, seinem Absteigequartier, verzog. Wer das Bild gesehen hätte, dem würde es gewiß gefallen: das schmutziggraue Gemäuer, das etwas defekte, alte, moosbedeckte Dach, die weißrunden, schweren Dolden im Grün des Hollunders nahmen sich wirklich prächtig aus. Schatten und Helle kontrastierten trefflich miteinander, und erst der träumende Kahn unter den hohen Pappeln gaben dem Ganzen ein naturgetreues Relief.

Man hatte es mit einem wirklichen, gottbegnadeten Künstler, einem forschen Farbenvirtuosen zu tun. Wer mochte es sein? Er wurde zum Dorfgespräch, umsomehr, als der Unbekannte sonst schweigsam war und nicht viel Wesens machte. Er mochte um die 30 Jahre alt sein. Gleichwohl war er nicht unnahbar, vielmehr hatte er feine Manieren und höfliche Umgangsformen. Im übrigen aber zog er sich gern zurück, machte ausgedehnte

Spaziergänge, bald längs dem See, dann wieder zog es ihn in höhere Regionen, meistens mit der Staffelei. Nachdem er einmal die Gegend um Fruthwilen inspiziert hatte, war er dort häufig Gast. Anscheinend hatte es ihm der dortige Wald angetan. Im „Hirschen“ hatte er sich als Elie Sobieski eingetragen. Offenbar war er Sohn des Ostens, ein Pole. Sein hageres Gesicht, das von einem hübschen Spitzbart geziert war, hätte in ihm einen Juden vermutet. Doch war dem nicht so.

Maler pflegen sonst nicht gerade seßhaft zu sein. Indes waren schon viele Wochen verflossen, und immer noch blieb Sobieski am See. Vielleicht lag der Grund darin, daß er einige seiner Bilder an den Mann zu bringen vermochte. Die landschaftlichen Stilleben, die er im „Abler“ ausstellte, fanden zum Teil Käufer von auswärts. Namentlich durfte Zürich der Abnehmer gewesen sein. Die Herren Automobilisten halten sich hier mit Vorliebe auf; das Haus erfreut sich von Alters her eines Renommées weit und breit. Einen schönen Preis erzielte jenes Gemälde „Im Vogelsang“, das eine junge Holzsammlerin inmitten einer Waldlichtung darstellt. Der alte Förster hatte in jenem Mädchen alsbald die blonde Lisel „im Vogelsang“ erkannt, die als rechtschaffenes, braves Landmädchen des öftern im Holz anzutreffen war. Indessen hatte ihr der Maler ein schöneres Gewand in Farben zurechtgelegt, als sie in Wirklichkeit anhatte: roten, kurzen Rock, hellblaue Schürze, weißes, ärmelloses Hemd. Nur das liebe, frische Gesicht mit den braunen Augen und das hellblonde Haar, das in locken Ringeln über Stirn und Ohren herabfiel, waren echt. Das Ganze wirkte anmutsvoll, umsomehr, als der Hintergrund sich trefflich einfügte: Eichen, Buchen, Föhren und sogar ein blühender Seidelbaststrauch hielten hier Zwiesprache inmitten von Farrenkraut. Ein Holzklaster und diverse Baumstrünke im Waldboden zeugten noch von gewesener Herrlichkeit.

Ein anderes Bild, das seine Entstehung „im Vogelsang“ selbst verdankte, fand ebenfalls bald seinen Liebhaber. Wiederum stellt es die schöne Lisel dar, diesmal beim Füttern der bunten Hühnerschar im Hinterhof. Namentlich der stolze Goggel springt dem Beschauer hier wohlthuend in die Augen. Man staunt über das hohe Talent des Künstlers, über die lebenswahre Wiedergabe, die Intimität und Wirklichkeit.

Je mehr der Maler im Ansehen stieg, desto weniger bekam man ihn zu sehen. Was war mit ihm? Hatte er den Ermatingern den Rücken gekehrt? Es hieß vertraulich, er habe sich „im Vogelsang“ häuslich eingerichtet, um besser schaffen zu können. Dort verdankte wirklich noch manche Schöpfung dem Pinsel des Kastenlosen seine Entstehung. Als dann aber das herbstliche Gold des Waldes langsam verblich, verschwand mit ihm auch der schweigsame Maler vom See, und auch „im Vogelsang“ wurde es merklich stiller: die blonde Lisel und der Maler hatten sich geheiratet und anderwärts verzogen.

Zu erwähnen wäre schließlich noch, daß die Lisel — gehörlos ist, und zwar seit dem 6. Lebensjahr!... Es gibt eben auf Erden keine größere Macht als die Liebe; wenn sie nur im Ehestand auch unendlich bliebe!

Wißt ihr das schon?

Es gibt im Ganzen 800 verschiedene Teesorten im Handel.

Ein Stück Marmor, das unter sehr starkem Druck gesetzt wird, biegt sich wie zäher Teer.

Bei einer Blumenausstellung im Frühjahr 1939 in London wurde eine Osterlilie gezeigt, deren Blüte nicht größer war als ein Fünfrappenstück und deren „Blumentopf“ ein Fingerhut war.

Die modernsten Amerikadampfer fahren so schnell, daß sie die Maschinen eine ganze Stunde (!) vor der Einfahrt in einen Hafen abstellen müssen, damit das Schiff rechtzeitig halten kann. Ein moderner Eisenbahnzug muß etwa 700 bis 1100 Meter vor der Station bremsen.

An einsamen Orten in Argentinien, wo Wanderer starben, werden Kreuze errichtet. An diesen Kreuzen hängen Büchsen, in die jeder Reisende ein Geldstück steckt. Herausnehmen darf diese Geldstücke jeder, der am Kreuz vorbeikommt und in Not ist.

Aus der Welt der Gehörlosen

Der VII. Gehörlosentag in Zürich.

Das Wetter war nicht besonders heiter am diesjährigen Gehörlosentag. Umso heller strahlte die Freude aus den Augen der vielen Gehörlosen, die Samstags und Sonntags zu ihrem

Fest hergereist kamen. Per Autocars, per Velo, auf Schuhmachers Kappen und auf der alten, getreuen Eisenbahn erreichten sie die Feststadt, die zu Ehren der Landesausstellung geschmückt ist.

Im Glockenhof wurden die Ankömmlinge empfangen und begrüßt. Am Abend fand im Restaurant Kindli die Festszung statt.

Am Sonntagmorgen besuchten viele Gehörlose den Gottesdienst von Herrn Pfarrer Stutz, dem das Psalmwort: „Jauchzet dem Herrn“ zugrunde gelegt war. Dann zog die Landesausstellung auch die Gehörlosen in ihre Hallen, wo sie unter all den vielen hörenden Besuchern nicht mehr erkenntlich waren, außer an dem Festabzeichen, das viele trugen. Aber am Abend kamen alle wieder zusammen im großen Festsaal des Limmathauses.

Lange, weißgedeckte Tische standen bereit, und gar nicht lange ging es, bis alle Plätze besetzt waren. Man muß den Zürchern Dank wissen für all ihre sorgfältige Vorbereitung. An alles war gedacht worden. Auch ein gutes Nachteffen nebst sorgfältiger Bedienung wurde uns zuteil.

Der Präsident des Organisationskomitees, Herr Gübelin, entledigte sich einer seiner letzten unter den vielen Aufgaben in vorbildlicher Kürze, indem er das Wort dem Präsidenten der Schweizerischen Vereinigung der Gehörlosen, Herrn W. Müller, erteilte.

Herr Müller hieß alle Gäste freundlich willkommen. Er freue sich, alle so fröhlich beieinander zu sehen. Wir wollen den Hörenden durch unser gutes Benehmen zeigen, daß man uns auch schätzen möge nach unsrer Arbeit. So freudig wir uns an diesem Abend zusammensetzen, so würdig wollen wir ihn verleben und auseinandergehen.

Die Preisverteilung an die Sieger der Leichtathletik und Sportkämpfe wurde vorgenommen.

Die Stuttgarter Kameraden waren zum ersten Gehörlosen-Städte-Fußballmatch erschienen. In der Leichtathletik, im 3000-Meter-Lauf, im 800-, 400- und 100-Meter-Lauf und auch im 110-Meter-Hürdenlauf zeigten die Gehörlosen gute Zeiten. Bei der Preisverteilung war denn auch sehr viel Freude, sie wollte fast kein Ende nehmen.

Die Taubstumm-Anstalt Zürich hatte die Freundlichkeit, gegen eine kleine Entschädigung einer großen Anzahl Festbesuchern Nachtlager anzubieten.